GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Überlegungen zu den Kategorien Geschlecht, Klasse und Ethnizität in der Historiographie

Studer, Brigitte

1993

https://doi.org/10.25595/194

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Studer, Brigitte: *Überlegungen zu den Kategorien Geschlecht, Klasse und Ethnizität in der Historiographie*, in: Hauch, Gabriella (Hrsg.): Geschlecht - Klasse - Ethnizität (Wien: Europaverlag, 1993), 27-38. DOI: https://doi.org/10.25595/194.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

ITH-TAGUNGSBERICHT, BAND 29
Veröffentlichung des
Ludwig Boltzmann Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung
Herausgegeben von der
Internationalen Tagung der Historikerinnen und Historiker
der Arbeiterinnen- und Arbeiterbewegung (ITH)

Gefördert vom Bundesministerium
für Wissenschaft und Forschung

EUROPAVERLAG WIEN • ZÜRICH
1993

Geschlecht - Klasse - Ethnizität

28. Internationale Tagung der Historikerinnen und Historiker der Arbeiterinnen- und Arbeiterbewegung

Herausgegeben von
Gabriella Hauch
im Auftrage der Internationalen Tagung der Historikerinnen und Historiker der
Arbeiterinnen- und Arbeiterbewegung (ITH)

Europaverlag
Wien • Zürich
1993

Brigitta Studer

Überlegungen zu den Kategorien Geschlecht, Klasse und Ethnizität in der Historiographie

Noch kaum je ist derart intensiv über die theoretischen und methodologischen Voraussetzungen der Historiographie reflektiert, debattiert und geschrieben worden. Und dennoch - oder vielleicht gerade deswegen - ist allseits eine epistemologische Verunsicherung zu bemerken. Zahlreiche apriorische Gewißheiten des aufklärerischen Universalismus sind wohl unwiderruflich aufgegeben worden oder erscheinen zumindest als fragwürdig und haben somit ihre Funktion als implizite Leitplanken der wissenschaftlichen Erkenntnis verloren. Binnendisziplinäre Veränderungen sind zweifellos als die primären Auslöser dafür zu bezeichnen. Indes hat auch die von den wissenschaftlichen "Marginalien" herkommende Frauengeschichte, die vor zwei Jahrzehnten mit aufklärerischem Anspruch für die Einführung der Kategorie Geschlecht in die historische Forschung aufgetreten war, selbst gewichtig an der Aufdeckung der Aporien der Grundideen der Moderne partizipiert. Im folgenden soll unter dem Blickwinkel der Kategorie Geschlecht kurz nachgezeichnet werden, wie sich die vornehmlich mit der Kategorie Klasse, jedoch nur in minderem Maß mit der Kategorie Ethnizität[1] beschäftigende Sozialgeschichte verändert hat. Anschließend wird gefragt, welche anthropologischen und geschichtsphilosophischen Prämissen revidiert worden sind und was dies der Geschlechtergeschichte[2] an Erkenntnissen gebracht hat. Endlich sollen vom Gesichtspunkt der historischen Frauenforschung her einige Bemerkungen zur Häufung partikularer Sichtweisen folgen.

Methodologische Verfeinerung und thematische Auffächerung bis zur Zersplitterung?

Die historische Frauenforschung hat sich in enger Verwandtschaft zur Sozialgeschichte entwickelt. Sie ist von deren Veränderungen ebenso betroffen gewesen, wie sie sich an deren Kontroversen beteiligt hat. Ihre beiden Geschichten sind demnach eng verbunden. Identisch sind sie indes keineswegs.

Die ursprüngliche Nachbarschaft zwischen bestimmten Teilen der Sozialgeschichte und der Frauengeschichte läßt sich aus zweierlei erklären: aus einer gewissen Übereinstimmung des Erkenntnisinteresses, der Methoden und der Forschungsfelder, sowie aus ihrer anfänglichen (jedoch zeitlich verschobenen) Randstellung als "Oppositionswissenschaften" mit stark innovativem Anspruch. In der

Auseinandersetzung mit der traditionell positivistischen politischen Geschichte fanden sich beide auf gemeinsamem Terrain. Einigkeit herrschte in der Ablehnung der starken Betonung des Individuums (der großen Persönlichkeit) und der aufgrund einer vorausgesetzten menschlichen Natur psychologisierenden Betrachtung seiner Wirkungsmacht. Bemängelt wurde zudem der normative Erzähltypus, der auf Kosten einer analytischeren Betrachtungsweise vorherrschte, und die Vernachlässigung allgemein gesellschaftlicher Entwicklungstrends zugunsten einer das Nationale bevorzugenden Perspektive.

Demgegenüber versprachen die Themen und Fragestellungen der Sozialgeschichte - ob sie sich nun als Sektorwissenschaft oder als auf Synthese abzielende Gesellschaftsgeschichte verstand -,[3] sich für die Kategorie Geschlecht als eher durchlässig zu erweisen. Dies ganz besonders als die Sozialgeschichte allmählich ihre primäre Betonung des Quantitativen und von abstrakten Prozessen, die sie aus ihrer Verknüpfung (manchmal bis zur Deckungsgleichheit) mit der Wirtschaftsgeschichte geerbt hatte, abschwächte. Die neu hinzugekommenen Forschungsfelder, wie Familie und Haushalt oder Stadt, bedingten eine mehr qualitativ orientierte Betrachtung, in welcher Frauen dank ihrer offenkundigen physischen Anwesenheit anscheinend nur schwerlich zu übersehen waren. Dennoch berücksichtigten die Untersuchungen zur Größe und Zusammensetzung des Haushalts oder zum generativen Verhalten vorerst kaum das weibliche Geschlecht - oder dann in nicht unproblematischer Weise. Denn selbst Untersuchungen, die sich mit Forschungsgegenständen befaßten, wo die Kategorie Geschlecht heute als unumgänglich gilt, erwiesen sich lange als erstaunlich blind nicht nur gegenüber der Geschlechterdifferenz, sondern gegenüber Frauen als historisch Handelnden. So ließ die Familiengeschichte, um ein Beispiel herauszugreifen, vorerst eine große Anzahl Frauen unberücksichtigt, denn zu jeder Zeit blieben durchgängig viele Frauen unverheiratet. Zudem lassen sich aus dem binnenfamiliären Status von Frauen (auch wenn dieser hoch war) noch keine allgemeinen Schlüsse über deren Status in der Gesellschaft generell ziehen. Schließlich konnte der Familiengeschichte vorgeworfen werden, daß sie, indem sie sich auf die Familienstrukturen konzentrierte, dazu neigte, bestimmte Geschlechterverhältnisse als natürliche Phänomene darzustellen, wenngleich es sich um gesellschaftlich konstruierte handelt.[4] Daß die Kleinfamilie aus der Großfamilie hervorgegangen sei oder daß die sexuellen Beziehungen erst mit der Moderne emotional befriedigend geworden wären sowie manche weitere evolutionäre Klischees sind zerstört worden. Dennoch war es vornehmlich dem Impuls der historischen Frauenforschung zu verdanken, daß Fragen nach der Arbeitsteilung, der Ungleichheit, den Spannungen und oftmals divergenten Bedürfnissen wie den nicht selten unterschiedlichen Lebensstandards in den Familien geschlechtsspezifisch (aber auch altersspezifisch) gestellt wurden. Solange die Forschung in ihrem Gepäck die Prämisse von der Einheitlichkeit familiärer Interessen unreflektiert mit sich herumtrug, blieben ihr solche Fragestellungen und die daraus zu gewinnenden Erkenntnisse verwehrt. Schließlich erfolgte eine weitere Differenzierung dank dem Einbezug von Erfahrungen, Emotionen und Gefühlen, den die in den siebziger Jahren an Terrain gewinnende kulturgeschichtlich-anthropologische Betrachtungsweise der Geschichtsschreibung mit sich brachte. Heute beschäftigt sich die historische Familienforschung mehr mit Familienstrategien als mit Familienstrukturen.

Eine ähnliche Entwicklung vom Strukturellen und von gesamtgesellschaftlichen Prozessen zu eher sozialanthropologischen Fragestellungen hin dringt allmählich in die Sozialgeschichte ein. Von der Erforschung sozialer Formationen, die ursprünglich als ziemlich homogene Stände, Klassen oder Gruppen verstanden wurden, bewegte sich die Arbeitergeschichte unter dem Einfluß von Edward P. Thompson weg von deren zahlenmäßiger Analyse und hin zu den innerhalb und zwischen den sozialen Kategorien spielenden Beziehungen, Handlungen und Kommunikationsverhältnissen. Statt Klasse als eine statische und normative Größe zu betrachten, wurde sie fortan als sich in dauerndem Wandel befindendes Beziehungsgeflecht und als Prozeß verstanden. Zu ihrer ökonomischen Dimension gesellte sich gleichberechtigt diejenige des Kulturellen, der "Lebensweise". Damit eröffnete sich der Geschichtsschreibung eine breite Palette von Forschungsgebieten, die an sich nicht unbedingt neu waren, die jedoch unter einem erweiterten Blickwinkel neu gesehen wurde: so die Anschauungen, die intellektuellen Präferenzen und Vernetzungen, die künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten und, wie man in den achtziger Jahren noch gern sagte, die Mentalitäten[5] einer Epoche und ihrer sozialen Gruppen.

Fazit: Immer zahlreichere Forschungsfelder bedecken die historiographische Landschaft. Diese hat sich in kaum noch überblickbarem Maß ausgedehnt und zudem derart aufgefächert, daß manche zwar die nun erreichte Vielfalt begrüßen, jedoch auch die, wie sie meinen, damit einhergehende Zersplitterung beklagen. Bekanntlich ging die historiographische Erneuerung, die im ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts mit der Gründung der Zeitschrift "Annales" ihren Ausgangspunkt nahm, gerade vom konträren Anspruch aus. Sie postulierte nicht nur, daß Geschichte sich durch den Gebrauch anderer Disziplinen an Inhalten und Methoden bereichere, womit sich die Abgrenzungen zwischen den Disziplinen teilweise auflösen würden, sondern, daß Geschichte gleichwohl ein Globalwissen, ein "ökumenisches" Wissen, bleibe, das die Bedingungen vereinige, um am Besten die gesellschaftlichen Phänomene verstehen zu können.[6] Daß sich die zweite Hoffnung (wenn überhaupt) nur bedingt erfüllt hat, ist dadurch zu erklären, daß der mit der Erneuerung der Geschichtsschreibung in Bewegung gesetzte Historisierungsprozeß viele Wahrheiten, auf denen das wissenschaftliche Denken gründete, als trügerisch entlarvte.

Die Aporien der Universalität

Wie andere moderne Disziplinen ignorierte die Geschichtswissenschaft die Geschlechterdifferenz. Denn diese wurde als evident, universell und "natürlich" betrachtet, als eine feststehende, unveränderliche Tatsache, die der historischen Reflexion nicht bedurfte. Sie blieb somit von der wissenschaftlichen Betrachtung ausgeklammert. Als Prämisse, als Vorwissen, floß ein Denken in Geschlechtern jedoch sehr wohl in die herkömmlichen Einzelwissenschaften ein und strukturierte deren Denkkategorien. Solange sich Frauengeschichte vornehmlich kontributorische Zielsetzungen gab, fehlte ihr indes das methodische Instrument, um solch apriorische Gewißheiten aufzudecken. Erst seit sie ihre Aufmerksamkeit nicht mehr primär dem weiblichen Anteil an der Historie widmet, sondern Geschlecht als ein strukturierendes Prinzip versteht, hat sich dies verändert. Es genügt nicht, danach zu suchen, wo, wie und wann Frauen überall in der Vergangenheit duldend oder handelnd anwesend waren, sondern es ist zu fragen, wie die an Raum und Zeit gebundenen Vorstellungen der Geschlechteridentitäten realitätsbildend und -gestaltend und eben auch wissenschaftsformend wirkten.

Eine umfassende historische Aufarbeitung der Frage, welche Vorstellungen über die Aufgaben und Eigenschaften von Männern und Frauen die Ausdifferenzierung der neuen Disziplinen im 18. und 19. Jahrhundert prägten, mag zwar noch einige Zeit ein Forschungsdesiderat bleiben; die bislang zur Verfügung stehenden Publikationen weisen jedoch nahezu einmütig auf den sicherlich kaum je als gewichtig genug zu veranschlagenden Anteil solcher Vor-Urteile hin. Man meinte, soziales Verhalten und kulturelle Leistungen von der organischen Disposition ableiten zu können. Anhand der zwei Bezugssysteme "männlich" und "weiblich" ließen sich fortan Charaktermerkmale[7] und Fähigkeiten unvermittelt vom Körperlichen, vom jeweiligen Geschlecht ablesen. Aber nicht nur die Allgemeinheit, auch und vor allem die Wissenschaft[8] verpflichteten sich einer analogischen Betrachtungsweise, nach welcher sie weiblich mit passiv-empfangend, mit dem Subjektiven, männlich mit dem Kreativ-Objektiven assoziierten.[9]

Die derart fein säuberlich nach Geschlecht vorgenommene Separierung von "Wesensmerkmalen" im Alltag fand ihre Parallele auf der akademischen Ebene. Die sich im 18. und besonders im 19. Jahrhundert herausbildende Disziplinengeographie war bemüht, möglichst alles "Subjektive" auszugrenzen. Wenn dabei unbestreitbar wichtige methodologische Voraussetzungen wissenschaftlicher Logik herausgearbeitet worden sind, wurde dergestalt auch die Frage des Geschlechts in den toten Winkel der wissenschaftlichen Perspektive gerückt. Nicht nur Frauen wurden von der Betrachtung ausgeschlossen, sondern ebenso entschwanden zahlreiche Bereiche menschlichen Handelns und Erlebens dem Forscherblick.

Daß dies eine Frage der Grenzziehungen ist, darauf hat Gianna Pomata vor einigen Jahren schon hingewiesen. Am Beispiel der Abgrenzung zwischen Geschichtsschreibung und Anthropologie hat sie verdeutlicht, wie stark die Vorstellung des Geschlechterdualismus die Gedankengänge der akademischen Disziplinen präformierte und bis weit ins 20. Jahrhundert strukturierte. Themen wie Körperlichkeit oder generatives Verhalten wurden anfänglich dem als weiblich Gedachten zugeordnet, also mithin dem Bereich der Natur, dem Sich-Nicht-Verändernden. Somit wurden sie der Anthropologie oder der Biologie zugewiesen und blieben lange von der Historisierung ausgeklammert.[10] Das Körpergefühl, die Elternliebe, die Geburt oder der Tod wurden auf diese Weise bis vor kurzem strukturell aus der Geschichte ausgegrenzt.

Werden diese Begriffe jedoch historisiert, erkennt man, daß die Realität hinter den vermeintlich kompakten, unveränderlichen Einheiten, den sogenannten anthropologischen Konstanten, je nach Epoche und nach kulturellem und sozialem Kontext äußerst unterschiedlich aussieht. Hinter dem "Körper" als Vorstellung und Materie versteckt sich nicht irgendwo ein Kern tiefverborgener Wahrheit, der nur von der kulturell-sozialen Entwicklung umgeformt und überlagert, anders wahrgenommen, interpretiert und dargestellt worden wäre. Der Körper, hat Barbara Duden gezeigt, ist jedesmal mitsamt seiner sozialen Ausdrucks-, Kommunikations- und Handlungsmittel neu gelebt worden.[11] Überhaupt ist es nach den Arbeiten von Michel Foucault oder auch von Norbert Elias kaum mehr möglich, die Objekte der Geschichte, welche sie auch seien, als "natürliche Gegenstände" zu betrachten, die nur in ihrem historischen Existenzmodus variieren. Die Medizin, der Wahnsinn, aber auch der Staat können nicht mehr als universal präformierte Gegenstände gedacht werden, deren Inhalt je nach historischer Periode unterschiedlich ist. Hinter der falschen Bequemlichkeit der Begriffe hat man nicht Objekte, sondern "Objektivierungen" zu erkennen, meint Roger Chartier, welche jedesmal durch andere Praktiken produziert wurden und welche immer wieder originelle, nicht auf die anderen reduzierbare Figuren bilden.[12]

Daß Wissenschaftlichkeit ein Prozeß ist, der in einem permanenten Erarbeitungswillen die historisch-sozialen Wurzeln anscheinend "naturgegebener" Denkmuster und Zuordnungen aufzudecken sucht, und daß Disziplinen oder Ansätze nicht per se vorurteilsfrei sind, läßt sich an der Biologie aufzeigen. Gisela Bock hat darauf aufmerksam gemacht, daß dieses Fachwissen in erster Linie auf Wertbegriffen beruhte, mit welchen soziale Phänomene aus dem Bereich des Sozialen ausgegrenzt wurden.[13] "Biologische Tatsachen" sind nicht einfach aus einem Bündel objektiver, naturwissenschaftlicher Fakten abgeleitete Beschreibungen. Die menschliche Physiologie ist praktisch stumm. In ihre wissenschaftliche Erfassung als Biologie haben jedoch etwelche rassistische und misogyne Anschauungen einfließen können. Die Geschichte des Nationalsozialismus hat gezeigt, wie dankbar die Politik zu bestimmten Zeiten solche Vorgaben aufgreifen und für ihre Eigeninteressen instrumentalisieren kann.[14]

Eine weitere heute relativierte Vorannahme, die das geschichtliche Denken zumeist geprägt hat, ist die implizite Vorstellung, daß Identitäten (eines Individuums, eines Geschlechts, einer Klasse) homogen seien. Schon in Jean-Paul Sartres Flau-

bert-Biographie "L'idiot de la famille" wird Skepsis bezüglich der Möglichkeit, den Einzelnen als kohärentes Ganzes zu erfassen, geäußert: "Rien ne prouve au d'epart que telle totalisation [des informations dont nous disposons sur Flaubert] soit possible et que la vérité d'une personne ne soit plurale." Auch Historikerinnen und Historiker gehen heute diesbezüglich allmählich mit größerer methodologischer Behutsamkeit vor. Selbstverständlich würde es nicht angehen zu behaupten, daß die Tradition der historischen Biographie allgemein reduktionistisch verfahren sei, indem sie die Komplexität, ja Widersprüchlichkeit der Persönlichkeit unbeachtet gelassen oder gar negiert habe. Was man jedoch meines Erachtens feststellen kann, ist eine Veränderung des theoretischen Ausgangspunktes: die Einheit der Persönlichkeit wird nicht mehr unbedingt als Normalzustand vorausgesetzt. Sie bleibt wohl ein Anzustrebendes; hingegen erscheint es unwahrscheinlich, daß dieses je erreicht werde.

Solange die historische Frauenforschung wie die Geschichte der Arbeiterbewegung ihre Forschungsobjekte ("die Frauen" beziehungsweise "die Arbeiter") in erster Linie als Träger eines politischen Auftrags sahen, gingen auch sie zumeist von deren einheitlichen allgemeinen Erfahrungsweisen und Interessen aus. Was insofern nicht verwunderlich ist, als der Funktionsmodus der Politik ja geradezu gebietet, die Komplexität zu reduzieren, indem eine partikulare Sichtweise als allgemeine deklariert wird. Dies setzt jedoch voraus, daß die Identität sowohl der Protagonisten wie der politischen Klientel als bekannt und fixiert betrachtet wird. Wenn sich derartige Gewißheiten in den letzten Jahren nahezu verflüchtigt haben und sich zudem die Forschung von solch direktem politischen Bezug abgekoppelt hat, gesellten sich zu diesen außerwissenschaftlichen Faktoren noch innerwissenschaftliche dazu. Besonders wirkte sich die Konfrontation der beiden Kategorien Geschlecht und Klasse methodologisch verfeinernd aus. Denn keine läßt sich unter die jeweils andere subsumieren: Frauen der Arbeiterklasse unterscheiden sich von den Männern der Arbeiterklasse, Frauen des Bürgertums unterscheiden sich von den Männern des Bürgertums und Frauen der einen wie der anderen sozialen Schicht differieren wiederum unter sich. Die Frage, wieweit sich in diesen komplexen Bezügen von Klasse und Geschlecht die Behauptungen einer homogenen Klassenidentität,[15] deren Definitionskriterien auf Männer zugeschnitten waren, aufrechterhalten ließen, war somit unvermeidlich geworden.

Die Problematik ist ja beileibe keine auf die Lage der Arbeiterinnen beschränkte. Auch die Definitionskriterien für das Bürgertum - Besitz und/oder Bildung - sind von der Lage der Männer abgeleitete. Wie Ute Frevert anhand des deutschen Bürgertums gezeigt hat, zeichnen die Kategorien Klasse und Geschlecht nicht nur eine Trennungslinie zwischen den Frauen und Männern des Bürgertums und den Männern und Frauen der Arbeiterklasse, sondern ebenso innerhalb des Bürgertums, indem die Frauen dieser Gesellschaftsschicht, anders als die Männer, sowohl in ihrer Klasse wie außerhalb davon stehen. Sie folgert, daß sich Frauen wegen ihres systematischen Ausschlusses von den wirtschaftlichen Quellen der Bürgerlichkeit wenig und zudem auf andere Art als die Männer mit ihrer Klasse identifizierten. Sie benutzten indessen ihre Outsiderposition um mittels ihrer ästhetischen Kultur, die derjenigen der aristokratischen Salons verwandt war, die nächsthöhere Klasse zu erreichen. Unter diesem Gesichtswinkel erweise sich die oft erwähnte "Feudalisierung" des Bürgertums als grundsätzlich von den Frauen initiierter, motivierter und stimulierter Prozeß.[16]

Obwohl je nach Region und sozialer Schicht, nach Berufskategorie und in erster Linie nach dem je genauen Zeitpunkt anders ausgeprägt, läßt sich dennoch ein andimorphe Vorstellungen gebundener Diskurs ausmachen, der das 19. Jahrhundert durchzieht und jedem Geschlecht je andere Örtlichkeiten und Funktionen zuschreibt. Denn das auf höchst dichotomischen Vorurteilen basierende Ideal, was es hieß, ein Mann oder eine Frau zu sein, war auch in der Arbeiterschaft verbreitet, wenngleich es sich nicht einfach mit demjenigen des Bürgertums deckte. Der tendenziell generalisierte Geschlechterdualismus hatte weitreichende Konsequenzen. Er ordnete den Handlungsspielraum nicht nur der Frauen selbst, sondern auch der Arbeiterbewegung sowie teilweise das Wahrnehmungsvermögen der Historiographie.

In ihrem Aufsatz "Die Arbeiterin" hat Joan W. Scott kürzlich die Wirkungsmacht solcher Vorstellungen untersucht. Sie illustriert darin die Anwendungsmöglichkeiten des seit einigen Jahren vor allem in der amerikanischen Historiographie verbreiteten dekonstruktivistischen Ansatzes, welcher der Bedeutung des Diskurses und der Repräsentationen sein Augenmerk zuwendet. Die von ihr vertretene Ausgangsthese stülpt die bis anhin die Forschung prägende Vorstellung von der Trennung von Haus und Arbeitsplatz, die mit der Industrialisierung einhergeht, um. Statt daß diese einen objektiven historischen Entwicklungsprozeß widerspiegle, habe sie einen Faktor eben dieser Entwicklung gebildet.[17] Wobei, wie sie meint, die Legende dieser Separierung, welche die Kontinuität der weiblichen Erwerbsarbeit schmälerte, dazumal Rechtfertigungen und Erklärungen produziert habe, die das "Problem der Arbeiterin" erst konstruiert hätten. In eben diesem Diskurs über die geschlechtliche Arbeitsteilung hätten die zwischen Frau und Arbeit gemachten Gegensätze bewirkt, daß über die Störung der "natürlichen" Differenz statt über die weiblichen Arbeitsbedingungen, welche die Notlage der Arbeiterinnen verursachten, gesprochen wurde. Was zum einstimmigen Wunsch führte, die Frauen sobald als möglich von den festen Stellen und ganztägigen Arbeitsplätzen zu entfernen. Eine Politik, die zwar selten durchgeführt wurde, die jedoch die Formulierung von Lösungen zugunsten der Arbeiterinnen verhinderte. Denn sie akzeptierte es als gegeben, daß die Frauen Erwerbstätige zweiten Ranges waren, deren Körper, deren produktive Fähigkeiten und gesellschaftliche Verantwortung es nicht erlaubten, daß sie eine Arbeit innehatten, die ihnen eine wirtschaftliche und soziale Identität als ganzwertige Arbeiterinnen ermöglichte.

Was hier nur angedeutet werden konnte, das Aufbrechen der Homogenität des Klassenbegriffs unter dem Blickwinkel des Geschlechts, erhielt von anderer Seite

Unterstützung. So hat die Sozialgeschichte vom Postulat, daß es eine "objektive" Gesellschaft gebe, meist Abstand genommen und sich der Herausbildung der Kategorie des "Sozialen" zugewendet, was zu analogen Erkenntnissen führte. Indem weniger nach der Kohärenz als nach den Bruchlinien und Differenzierungen innerhalb einer Klasse geforscht wurde, tauchte der partielle und unbestimmte Charakter der Klassenformation auf, deren Solidarität stark auf Ausschlußverfahren gründete. Wobei die wohl wichtigste Kategorie der Ausgrenzung diejenige aufgrund des Geschlechts war. Weitere, wie Ethnie, Bildung oder Alter, wären dieser hinzuzufügen.

Im 19. Jahrhundert konstituierte sich die Arbeiteridentität sowohl auf der privaten wie der öffentlichen Ebene gemäß den Modalitäten des männlichen Seins. Dies verdeutlicht sich bis in die Symbolik der Arbeiterbewegung: Vom Anarchismus zum Stalinismus über die Sozialdemokratie wurde vornehmlich der kräftige männliche Industriearbeiter porträtiert; Frauen figurierten in der Regel höchstens als Allegorie. Diese Bindung der Identität der Arbeiterklasse an eine qualifizierte, nationale, industrielle Vorstellung, die geschlechtsspezifisch geprägt war, mag zwar die Stärke der sozialistischen Tradition ausgemacht haben. Sie blieb aber ein fiktiver Protagonist, der nur durch die Verengung auf einen einzigen Typus erreicht werden konnte. Die Verallgemeinerung eines partikulären Menschenbildes zum alleinigen Repräsentanten seiner Klasse schloß alle anderen möglichen Formen der Identität von vornherein aus.

Einige Fragen und Bemerkungen zum heutigen Standort der Geschlechtergeschichte

Wie mir scheint, ist Joan W. Scott, deren Beitrag zur Geschlechtergeschichte grundlegend gewesen ist,[18] diejenige Historikerin, die am konsequentesten die aus dem französischen Strukturalismus und Poststrukturalismus entstandene linguistisch orientierte Zugangsweise vertritt und anwendet.[19] Aber auch die kürzlich erschienene fünfbändige "Histoire des femmes" legt großes Gewicht auf die Analyse des Diskurses, des Sprechens über die Frauen und die Geschlechter. Besonders ausgeprägt ist dieser Ansatz im Band über das 19. Jahrhundert, der von Geneviève Fraisse und Michelle Perrot herausgegeben worden ist. Erstaunen mag da die sowohl von Joan W. Scott wie Michelle Perrot, die beide von der Sozialgeschichte herkommen, zurückgelegte intellektuelle Wegstrecke. Im Vergleich zu den Arbeiten der siebziger Jahre läßt sich eine nahezu umgekehrte Schwerpunktsetzung konstatieren, wie die beiden Herausgeberinnen der erwähnten "Histoire des femmes" auch selbst schreiben: "Il est un ... manque ... difficile à expliquer, qu'on remarquera parfois au fil des textes; appelons-le la réalité concrète, le fait matériel ou social. Les structures économiques, le fonctionnement des institutions, religieuses par exemple, le jeu entre les classes sociales, sont souvent absents de l'analyse. Ils apparaissent dans les textes en même temps que d'autres facteurs qui sont clairement de l'ordre des représentations, images et discours."[20]

Wenngleich auch nun eine weiterführende Auseinandersetzung über die methodischen und theoretischen Implikationen des "linguistic turns", den ein Teil der Vertreterinnen und Vertreter der Sozialgeschichte gingen, noch ansteht, fällt doch auf, daß sich unterdessen auch die auf Konzepte abgestützte Sozialgeschichte teilweise ähnlichen Fragestellungen zuwendet.[21] Bestimmt, der Differenzen sind noch viele, und sie werden auch nicht schwinden. Würden alle Repräsentanten einer Gesellschaftsgeschichte mit Gianna Pomata einig gehen, daß das Ende der Universalgeschichte eingeläutet worden sei?[22] Aber auch Gemeinsamkeiten lassen sich ausmachen. So etwa haben sowohl der sozialgeschichtliche wie der linguistische Ansatz den Rekurs auf ein strukturierendes, übergeordnetes, obwohl zumeist implizites, Ganzes in der Geschichte verabschiedet. Gesellschaft kann nicht mehr als singuläres Objekt mit unterschwelliger struktureller Kohärenz, von der aus die historischen Phänomene erklärbar sind, betrachtet werden. Der Fortschrittsglaube, von dem globalisierende Entwürfe gelenkt worden sind, wird nun zumeist in Frage gestellt. Ob es der hegelianische Geist oder das marxistische Proletariat war, in welchem sich die Menschheit als transzendierende Einheit und Finalität der Geschichte verkörperte, der Wahrheitsanspruch monokausaler Erklärungsmuster und gesamtgesellschaftlicher Entwürfe hat zweifellos seine Geltung verloren. "Nous ne cherchons plus la formule sur la base de la quelle l'histoire du monde pourrait être pensée comme une totalité effectuée", meint Paul Ricoeur, auf dessen Reflexionen über die Zeit und die Erzählung sich zahlreiche französische Historiker berufen.[23]

An diesem Punkt wäre zu fragen, ob manche Auswirkung einer solchen Häufung partikularer Sichtweisen der Geschlechtergeschichte nur zum Vorteil gereiche. Geht man davon aus, daß diese auch einen politischen, nämlich emanzipatorischen, Anspruch hat, ist eine gewisse Vorsicht wohl kaum fehl am Platz. Denn explizit postulieren manche Denker der Postmoderne, um mit diesem Begriff die Vertreter des linguistischen Ansatzes zu bezeichnen - und hier verweise ich besonders auf Jean-Francois Lyotard -, daß mit der Verabschiedung der übergreifenden "Metadiskurse" auch die "großen Erzählungen" (oder Rahmenerzählungen) endgültig ad acta gelegt würden. Dazu zählt er unter anderem auch den aufklärerischen Anspruch zur Emanzipation der Menschheit, den Willen zum Sprengen alter und neuer Fesseln, kurzum den Entwurf einer Gesellschaftsveränderung. Dies sind jedoch Postulate, die all denen, die sich der Erforschung von Vorurteilen über das Geschlecht, die Ethnizität oder die Klasse und den daraus entstandenen Diskriminierungen widmen, nicht gleichgültig sein können. Zudem scheint mir die Frage, wodurch denn Macht vermittelt werde, mit der Behauptung, es geschehe dies in erster Linie über die Sprache, kaum zufriedenstellend beantwortet. Wird hier die Macht des Wortes und des Sprechens nicht überbewertet?[24] Und: Ist die Gefahr nicht groß, daß sich hinterrücks wieder ein allgemeingültiger Interpretationsschlüssel in die Forschung einschleicht, der sich als Ersatz des marxistischen Erklärungsmodells

anbietet? Haben vielleicht die Sprachspiele den Stellenwert, der früher den Produktionsverhältnissen zukam, eingenommen?

Trotz der Vorbehalte möchte ich indes argumentieren, daß der "Historisierungsprozeß" der letzten Jahrzehnte, der die Vorstellung von dem, was historisch ist, radikal erweitert hat, einen immensen Wissenszuwachs gebracht hat. Außerdem wurde dadurch die zeitliche und räumliche Reichweite von Kategorien eingegrenzt. Die Erkenntnis, daß weibliches oder männliches Erleben und Handeln nicht auf universale Kategorien reduziert werden kann, hat sich jedenfalls weitgehend durchgesetzt. Der Historikerin oder dem Historiker wird derart eine Abgrenzung ihrer/seiner Forschungsobjekte und Begrifflichkeiten abgefordert. Dabei hat sich gezeigt, daß die "Wahrheits"kriterien durch die Qualität der Fragestellungen bedingt sind. "Objektivität" wird durch die Plausibilität und Nachvollziehbarkeit des Geschriebenen argumentativ (nicht rhetorisch) hergestellt. Wohl mag die nun mögliche Perspektivenvielfalt etwas Verwirrendes haben, sie ist unter diesen Bedingungen jedoch keineswegs arbiträr.

Zudem steht sie nicht nur der historischen Realität näher als eine homogene Sicht auf die Vergangenheit, sie erweist sich auch als zweckmäßiger, wenn Geschichte noch als sinnvermittelnd verstanden werden soll. Natalie Zemon Davis bringt die Orientierungshilfe für das Heute, die die Beschäftigung mit dem Gestern vermitteln kann, auf den Begriff:

"The best current practice is ... looking for varieties of arrangements, different ways in which hierarchy and equality, power and reciprocity can be mixed. It is arguing for the historicity of behavior and sensibilities long thought to be merely and boringly natural. The best current practice is not listening for a single male or female voice over time, but for multiple voices making different judgments of historical experience.

This approach, stressing plural typologies rather than universal structures, seems to me the creative one in current social thought, a needed antidote to claim for totalist or hegemonic theory. It is also an approach that can empower young women and men in thinking about their own lives. For pluralism suggests choices, different ways to be, different positions to take, and different ways to understand within the broader networks and constraints of one's own time."[25]

Es liegt an den Historikerinnen und Historikern, die Grenzen des Fachpublikums zu überschreiten und die Allgemeinheit mit dem Reichtum, der sich aus der Differenzierung gewinnen läßt, zu konfrontieren. Dies sollte indes derart geschehen, daß die Vielfalt nicht zur Beliebigkeit oder zum totalen Relativismus verkommt. Ansonsten besteht womöglich die Gefahr, daß angesichts des vermeintlichen Sinnverlustes der tradierten Werte bestimmte Politiker, die in den letzten Jahren vermehrt zu hören sind, Gewißheiten mittels ihres aus simplifizierenden Reden zusammengesetzten Programms wiederherstellen wollen. Als Mittel und zugleich Zweck berufen sie sich auf reduktionistische und verpflichtende Vorstellungen,

wie die jeweils von Kategorien wie Geschlecht, Klasse und Ethnizität umfaßten Menschen zu definieren seien.

Anmerkungen

1) Jedenfalls, was die europäische Forschung anbelangt. Da ich jedoch in erster Linie dieser folge, widerspiegelt sich dieses Defizit in diesem Aufsatz.
2) Trotz ihrer unterschiedlichen Etymologie (in allen Bedeutungen des Begriffs) werden die Termini "Geschlechtergeschichte", "Frauengeschichte" und "historische Frauenforschung" hier synonym verwendet. Dennoch wären bei genauerer Betrachtung Geschlechtergeschichte und Frauengeschichte meines Erachtens insofern auseinanderzuhalten, als Geschlechtergeschichte eher den methodologischen Zugriff betont, Frauengeschichte eher das thematische Interesse.
3) Diese Klassifikation wird von Jürgen Kocka gemacht: Jürgen Kocka, "Einleitung", in: Sozialgeschichte im internationalen Überblick. Ergebnisse und Tendenzen der Forschung, hg. v. dems., Darmstadt 1989, S. 1-17.
4) Vgl. dazu: André Burguiere, Stichwort "famille", in: Dictionnaire des sciences historiques, S. 274-279, und: Karin Hausen, Familie als Gegenstand historischer Sozialwissenschaft, in: Geschichte und Gesellschaft 1, 1975, S. 171-209.
5) Die Mentalitätengeschichte scheint etwas von ihrer Attraktivität eingebüßt zu haben. Heute wird eher der Terminus "Geschichte des Kulturellen" verwendet. Das mag an der Mehrdeutigkeit des Begriffes "Mentalität" liegen.
6) François Furet, En marge des Annales. Histoire et sciences sociales, in: Le débat 17, 1981, S. 112-126.
7) Vgl. dazu den immer noch grundlegenden Aufsatz von Karin Hausen, Die Polarisierung der 'Geschlechtercharaktere'. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, hg. v. Werner Conze, Stuttgart 1976, S. 363-393.
8) Vgl. dazu Claudia Honegger, Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750-1850, Frankfurt/New York 1991.
9) Es ist anzumerken, daß die den Frauen zugeschriebenen Qualitäten mit Wissenschaftlichkeit unvereinbar galten, was die unterdessen bekannten lange nachwirkenden Folgen für deren Ausschluß von den akademischen Bildungsanstalten zeitigte.
10) Gianna Pomata, Die Geschichte der Frauen zwischen Anthropologie und Biologie, in: Feministische Studien 2, 1983, S. 113-127.
11) Barbara Duden, Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730, Stuttgart 1987. - Siehe auch ihren Essay, Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben, Hamburg/Zürich 1991.
12) Roger Chartier, L'histoire ou le récit véridique, in: Philosophie et histoire, Paris 1987, S. 115-135, hier S. 123.
13) Gisela Bock, Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 14, 1988, S. 364-391.

14) Gisela Bock, Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik, Opladen 1986. Dies., Le nazisme, in: Histoire des femmes en Occident, V. Le XXe siècle, hg. v. George Duby und Michelle Perrot, Paris 1992, S. 143-167.
15) Oder eben einer homogenen Geschlechtsidentität. Ich habe diese Frage anderswo aufgegriffen. Hier sei dazu nur auf meinen Artikel, Das Geschlechterverhältnis in der Geschichtsschreibung und in der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Feministische Studien 1, 1989, S. 97-121, verwiesen.
16) Ute Frevert, Classe et genre dans la bourgeoisie allemande au XIXe siècle, in: Genèses 6, 1991, S. 5-28.
17) Joan W. Scott, La travailleuse, in: Histoire des femmes en Occident, IV. Le XIXe siècle, Paris 1991, S. 419-444.
18) Siehe v. a. ihren Aufsatz: Gender. A Useful Category for Historical Analysis, in: The American Historical Review 5, 1986, 1053-1075.
19) Vgl. dazu ihren Sammelband: Gender and the Politics of History, New York 1988, insbesondere das einleitende Kapitel.
20) Geneviève Fraisse, Michelle Perrot, "Ordre et libertés", Einleitung zu: Histoire des femmes en Occident, IV, a.a.O., S. 17.
21) Vgl. dazu die Überlegungen von Geoff Eley, De l'histoire sociale au 'tournant linguistique' dans l'historiographie anglo-américaine des années 1980, in: Genèses 7, 1992, S. 163-193.
22) Gianna Pomata, Partikulargeschichte und Universalgeschichte. Bemerkungen zu einigen Handbüchern der Frauengeschichte, in: L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft 2, 1991, S. 5-44.
23) Hier von Roger Chartier zitiert: L'histoire ou le récit véridique, a.a.O., S. 121.
24) Diese Kritik wurde vielerseits - nicht nur von Frauen -ausgesprochen. Vgl. dazu: Stefanie Brander, Feminismus im Widerstreit zwischen Moderne und Postmoderne, in: Katharina Belser et al. (Hg.), Solidarität - Streit - Widerspruch. Festschrift für Judith Jánoska, Zürich 1991, S. 81-100. - Und auch die Beiträge von Rosi Braidotti und Rada Ivekovic, in: Herta Nagl-Docekal (Hg.), Feministische Philosophie, Wien/München 1990.
25) Women's History as Women's Education. Essays by Natalie Z. Davis and Joan W. Scott from a Symposium in Honor of Jill and Joe Conway, Smith College, April 17th, 1985, Northampton/Mass. 1985, S. 16f.